

## PRESSE

„MITTAG“

## Tod des Fossils

Mit Mini-Mädchen in rotem Schurz und einem alten Feuerwehrauto rückte das Kölner Boulevardblatt „Express“ in die Landeshauptstadt Düsseldorf vor. Kostenlos wurden 100 000 Exemplare des „Düsseldorfer Express“ — so der neue Titel — in der Metropole und dem Nachbarort Neuß verteilt.

Das Getöse der Werbe-Feuerwehr („Tatütata Express ist da“) galt rund 285 000 verlassenen Lesern. Denn am 20. September, als die Mini-Mädchen die neue Zeitung (15 Pfennig) anbo-



Werbung für „Düsseldorfer Express“  
Tatütata

ten, wurde das Düsseldorfer Boulevardblatt „Mittag“ (20 Pfennig) eingestellt.

Der Tod des „Mittag“ geschah plötzlich und unerwartet. Von einem Tag zum andern gab Verleger Axel Springer, dem die Zeitung zusammen mit dem Düsseldorfer Anton Betz („Rheinische Post“) gehörte, seinen Brückenkopf im Westen auf. Den „Mittag“-Chefredakteur Hermann Rasch „traf es wie ein Blitz“.

Springer (60 Prozent der Anteile) und Betz hatten die „Zeitung für Rhein und Ruhr“ („Mittag“-Untertitel) im Jahre 1963 vom Düsseldorfer Verlags- haus Droste für rund eine halbe Million Mark erworben. Das Blatt war Vorposten in einer Springer-Offensive, die damals dem Konzern die Regionalmärkte erobern sollte.

Doch schon ein Jahr später änderte der Konzern die Expansionsrichtung radikal. Er stieß vom Zeitungsmarkt auf den Zeitschriftenmarkt vor, wo sich die Anzeigen der Markenartikel-industrie einsammeln ließen. Diese Pfründe hatte Springer bis dahin vernachlässigt. Neben der Programmzeit-

dürfen, bleibt den Kunden kleiner Privatbanken ein unberechenbares Risiko.

Zu einer ersten Solidaraktion nach dem Krieg rafften sich Deutschlands Privatbanker auf, nachdem 1962 das Bankhaus Hausmann in Cochem seine Pforten hatte schließen müssen: 1,5 Millionen Mark Spargelder — zu- meist Einlagen von Mosel-Winzern — waren in Gefahr. Mit Hilfe der Bayerischen Staatsbank, der Girozentrale Rheinland-Pfalz und einer Reihe anderer Kreditinstitute konnten die Sparer abgefunden werden.

Nachdem der Fall Hausmann beigelegt war, gelobten sich Deutschlands Privatbankiers, das kredit-schädigende Wort Pleite solle nie wieder mit dem Namen eines ihrer Institute in Verbindung gebracht werden.

In „flexibel gehaltenen Absprachen“ (Bundesverband) zimmerten sie eine Fondskonstruktion, die vor allem den Kleinsparer ausreichend zu schützen schien: Eine Gemeinschaftskasse, in die jedes Institut je nach Höhe seiner Bilanzsumme Beiträge einzahlt, sollte Privateinlagen bis zu 10 000 Mark sofort ersetzen. Laut Satzung kann der Fonds darüber hinaus je nach Lage des Falles auch die Inhaber höherer Konten entschädigen.

Das Rezept wurde zum erstenmal im Juli vergangenen Jahres angewandt, als das Kölner Privatbankhaus Mertins & Co. zu Bruch ging. Die Banken-Feuerwehr pumpte rund 800 000 Mark in die Domstadt und befriedigte alle laufenden Konten und Sparer-Ansprüche bis zu 10 000 Mark.

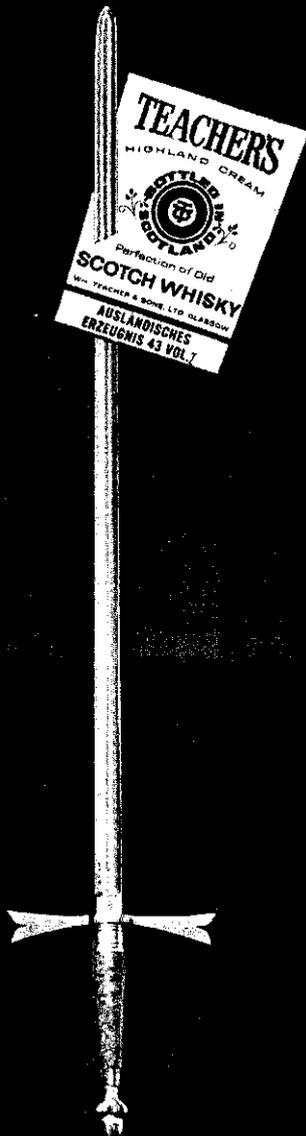
Ein Jahr später aber, als es in Hamburg bei Heitmann & Co. krachte, hielten die Banker den Hahn zu, weil Schürmann erst um Hilfe gebeten hatte, nachdem sein Institut in den Brunnen gefallen war. Eine Handhabe bot den Fondsherren die Satzung, nach der kein Fondsmitglied einen Rechtsanspruch auf Rettung hat.

Verärgert über die Entscheidung des Fonds ist vor allem das Bundesaufsichtsamt für das Kreditwesen, dessen Präsident Heinz Kalkstein den Banken Formalismus ankreidet: „Natürlich hätte der Fonds im Fall Heitmann & Co. zahlen müssen.“

Die Hilfe, die das private Geld-gewerbe sich selbst versagte, will Kalkstein den Bankiers nunmehr gesetzlich vorschreiben lassen. Der Präsident des Aufsichtsamts plant, eine staatliche Depositenversicherung zu errichten, die mit Zwangsbeiträgen der Banken gespeist werden soll und den Einlegern in Notfällen ihre Ersparnisse ersetzen muß.

Gegebenenfalls, so Kalkstein, könnten auch die Bundesbank und das Bundeswirtschaftsministerium den Hilfsfonds kontrollieren. Dann wäre es nicht mehr länger Sache einiger Privatbankiers, darüber zu befinden, ob Sparer für geschäftliche Verfehlungen eines Bankers haften müssen oder nicht.

Kalkstein: „Ich bin entschlossen, die Sache auf die Hörner zu nehmen.“



## Dolchstoß.

Wer sollte ihn fürchten, wenn man den Vorsprung des Überlegenen hat. Unsere Vorräte an kostbarem Ardmore Hochland Malz sind gesichert. Auch, wenn wir verschwenderisch sind. Für guten Scotch. Teacher's.



**TEACHER'S**  
aus Freude am Scotch



Import:  
Terrahe & Co., Hamburg



Düsseldorfer Demonstranten  
Blitz als Morgengabe

schrift „Hör zu“ (Auflage heute: 3,9 Millionen) veröffentlichte er nur noch eine ausgesprochene Publikumszeitschrift: die ohne Appeal für Leser und Anzeigenkunden gemachte Illustrierte „Kristall“, die schließlich auch von Springer eingestellt wurde.

Nun aber, auf neuem Kurs, holte sich Springer auf dem Zeitschriftenmarkt zusammen, was eben zu kriegen war: das Hochglanz-Produkt „Twen“ und die „Hör zu“-Schwester „Funkuhr“, die Teenager-Trivialblätter „Bravo“ und „ok“ (die später fusionierten) und das Fußball-Blatt „Kicker“. Er gründete „Eltern“ — die Zeitschrift „für die schönsten Jahre des Lebens“ — und begann mit der Planung für „Jasmin“ („Für das Leben zu zweit“).

Der „Mittag“ paßte nicht mehr in Springers neue Marktordnung. Konzernpolitisch blieb das Blatt, das seine Auflage innerhalb von drei Jahren von weniger als 50 000 auf 285 000 steigern konnte und dennoch 20 Millionen Mark Verlust erbrachte, ein Fossil.

Das „Mittag“-Blatt hätte sich nur wenden lassen, wenn versucht worden wäre, dem „Mittag“ die lokalen Anzeigenmärkte an Rhein und Ruhr zu erobern — etwa durch Druck von Lokalausgaben. Das aber war problematisch: Einmal hätte Mitverleger Betz seiner „Rheinischen Post“ auf diese Weise selber Konkurrenz gemacht. Zum anderen hätte ein Vorstoß in den lokalen Anzeigenmarkt den Unwillen der kleineren Verleger erregt und der gerade entflammten Kritik an Springers Machtentfaltung neue Nahrung gegeben.

So ging der „Mittag“ dahin, und „Bild“ fand, er sei „für die anderen gestorben“ — ein selbstaufgelegtes Opfer scheinbar, wie es die Bonner Kommission zur Untersuchung der „Folgen der Konzentration“ für zumutbar hält; sie empfiehlt den Verlegern, „nicht durch überspitzte Wettbewerbsmaßnahmen in den Besitzstand anderer einzudringen“.

Und es fügte sich auch, daß die Einstellung des „Mittag“ mit der Jahresversammlung des Verlegerverbandes in Hamburg zusammenfiel. Die Aufgabe des Blattes war, wie die „Süddeutsche Zeitung“ erkannte, eine „Morgengabe Springers“ an die Verleger und „ein Zeichen für das eigene Wohlverhalten“.

Doch noch vor dem Hinschied hatten sich Lebensretter erboten: „Mittag“-Drucker Dr. Manfred Droste, dessen Vater das Blatt 1920 gegründet hatte, und der SPIEGEL-Verlag.

Droste lag daran, den „Mittag“ auf eigene Rechnung weiterzuführen, weil der „jährliche Verlust nicht so groß ist, wie der Ausfall des Druckauftrags“. Jetzt büßt das Druckhaus rund 4,2 Millionen Mark im Jahr ein. Bei Droste war erst im August eine neue Rotation für den „Mittag“ angelaufen, die zusammen mit vertriebstechnischen Verbesserungen mehr als drei Millionen Mark gekostet hatte.

Während Düsseldorfer Gewerkschaftler und Studenten gegen Springer demonstrierten („Schluß mit der Springer-Diktatur“), reagierte Springer nicht auf Drostes Offerte. Als der Drucker sich auf dem Hamburger Verlegertreffen an den Konzernchef heranzupirschte, drehte der glatte Springer dem bärtigen Droste den Rücken. Droste: „Da hatte ich die letzte Gewißheit, daß man nicht mit mir sprechen wollte.“

Auch mit dem SPIEGEL — der unter anderem eine Million Mark sowie die Garantie geboten hatte, das Blatt und mithin die Arbeitsplätze für wenigstens zwei Jahre zu erhalten — kam kein Gespräch zustande. Springers Generalbevollmächtigter Christian Kracht schrieb zurück: „Wir haben uns entschlossen, von ihrem Angebot keinen Gebrauch zu machen“ (SPIEGEL 40/1967).

Das war die einzige gelassene Reaktion aus dem Konzern. Springer-Direktor Rolf von Barga beleuchtete die Sache von allen Seiten: Erst war das SPIEGEL-Angebot „nicht seriös“ genug, dann wieder war es „nicht interessant“. Schließlich behauptete er, die Offerte solle gar nicht beantwortet werden (was Springers Kracht freilich zur gleichen Zeit besorgte). Von Barga zum Deutschen Industrieminister: „Warum sollten wir

an Augstein verkaufen, wir würden ja auch nicht an die SED verkaufen.“

Dem „Mittag“ war nicht mehr zu helfen. Entsatz für die verwaisten Leser bot Springer in den letzten „Mittag“-Ausgaben. Inserate empfahlen: „Sie sollten morgen ‚Bild‘ lesen.“

Um genau das zu vermeiden, verständigte sich der Kölner DuMont Schauberg Verlag („Express“, „Kölner Stadtanzeiger“) mit der Westdeutschen Zeitungsverlagsgesellschaft, einer Tochter des Girardet-Verlags („Düsseldorfer Nachrichten“). Beide stellten eilends eine Behelfsredaktion zusammen und preschten mit dem „Düsseldorfer Express“ vor.

Prompt kürzte Axel Springer dem fürwitzigen Kölner Verlagshaus, das täglich bis zu 400 000 Exemplare der westdeutschen „Bild“-Ausgabe fertigt, den Druckauftrag um 70 000 Stück. „Express“-Verleger Alfred Neven DuMont: „Eine Art Strafaktion.“

## UNTERNEHMEN

WASA GMBH

### Brot für die Welt

Hamburgs Fußballstar Uwe („Der Dicke“) Seeler trat in schwedische Dienste. Er hilft dem Knäckebrot-Konzern Wasabröd AB in Filipstad, den westdeutschen Markt zu erobern. Drei Viertel davon haben die Schweden ohnehin schon besetzt.

Die Werbebroschüre, in der Seeler „einen gesunden Fußball“ durch Wasa-Roggi-Bröd propagiert, ist charakteristisch für die wendige Marktstrategie der schwedischen Hartbrotbäcker. Innerhalb von zehn Jahren verwandelten sie ihre Firma mit ausschließlicher binnenländischer Bedeutung zum einzigen weltweiten Brotkonzern: Der Umsatz beträgt 125 Millionen Mark, in 46 Länder der Erde werden die Wasa-Scheiben exportiert.

Westdeutschland, das im vergangenen Jahr 11 000 Tonnen Wasa-Brot für



Knäckebrot-Fabrikation bei Wasa in Celle: Fußball mit Fladen